

Du brauchst gefütterte Unterhosen



Ein Umzug von München nach Berlin.
Normalerweise setzt man sich ins Auto und fährt dem
Möbelwagen hinterher. Oder nimmt den Zug.
Nicht so unsere Autorin: Sie wollte das unbedingt per Rad machen

TEXT LENA SCHNABL
ZEICHNUNGEN FRATELLI WALTER



Am Anfang war die Idee. Von München nach Berlin mit dem Fahrrad. Google sagt, man braucht für die 640 Kilometer 35 Stunden. Fünf Stunden täglich erschienen mir machbar – zwei vormittags, drei nachmittags. Also teilte ich die Strecke in etwa gleichgroße Teile. München – Regensburg. Regensburg – Weiden. Weiden – Cheb. Cheb – Zwickau. Zwickau – Leipzig. Leipzig – Wittenberg. Wittenberg – Berlin.

Meine Erwartung: ein Land besser kennenlernen, das ich, obwohl ich hier geboren bin, kaum kenne.

Mit meinem Fahrrad fuhr ich gerne in der Stadt rum. Ich hatte Packtaschen, um Dreckwäsche in den Waschsalon und Essen in meinen

Kühlschrank zu bringen. 30 Kilometer am Tag legt man da schon mal zurück. Allerdings hatte ich keine Bremsen und keine Gänge. Nicht weil ich ein Fixie-Hipster bin, sondern weil mein Fahrrad alt ist und mir dennoch genügt.

Gedanken von Freunden: »Mittelgebirge ... Da würde ich den Zug nehmen.«

»Mit diesem Rad wird das nichts.«

»Bremsen und Helm sind Pflicht.«

»Nimm Magnesium.«

»Hast du ein GPS?«

»Du brauchst gefütterte Unterhosen.«

So kam ich nach und nach doch noch zu Ausrüstung. Eine Autokarte aus dem Jahr 1990. Ein 15 Jahre altes GPS. Ein Fahrradhelm, den mein Vater nach einem Unfall von Schülern geschenkt

bekam und selten nutzte. Ein Fahrrad, das zwar auch alt war, aber stabiler aussah, prinzipiell über 21 Gänge verfügte, ebenso über Licht und Bremsen.

Technische Einführung: Wenn die Gänge nicht so wollen oder die Bremsen, hier am jeweiligen Seil bisschen schrauben; das merkst du dann schon. Hier Flickzeug. Noch nie einen Reifen geflickt? Anleitung liegt bei. Hier Schraubenzieher, hier Säge, hier noch eine Zange. Nun habe ich Werkzeug, mit dem ich eigentlich nichts anfangen kann. Immerhin sind meine Freunde beruhigt.

Wenn alles gut geht, werde ich in etwa einer Woche in Berlin sein.

TAG EINS, KM 0, MÜNCHEN

Der Anfang fühlt sich gut an. Die Isar entlang. Im Schatten der Bäume und im Rauschen des Flusses. Es dauert bis Moosburg, ehe ich das GPS zum Laufen bringe, und weitere 30 Kilometer, bis ich es verstehe. Wenn ich abbiegen soll, piept es. Verfährt man sich, hängt es sich auf, um neu zu berechnen. Das dauert dann. Fünfzehn Minuten später weiß ich meist, dass ich hätte links abbiegen sollen.

Es schickt mich auf die Landstraße, die Sonne brennt, jedem überquerten Hügel folgt ein weiterer. Ich versuche mich im Schalten. Sobald es bergauf geht, schiebe ich dennoch meist. Unter fünf Kilometern die Stunde ergibt fahren doch irgendwie keinen Sinn. Autos blasen mir ihre Abgase ins Gesicht. Auf keinem anderen Fahrzeug ist man der Umwelt so unmittelbar und ungeschützt ausgesetzt wie auf dem Fahrrad. Die Oberschenkel melden jede Steigung und jeden Fahrbelagwechsel.

Die erste Bank auf dem Weg wird meine Raststation. Hier, wo eine tote Maus auf dem Asphalt von Fliegen umschwirrt wird, will auch ich meine Brotzeit auspacken. Quinoa-Salat aus dem Discounter und Schokolade.

Das GPS sagt, ich habe etwa die Hälfte geschafft. Ich glaube, dass ich bald ankommen sollte.

Nach 60 Kilometern reicht es mir eigentlich; Es ist zu heiß und zu sonnig. Ich frage mich, woran man einen Hitzschlag erkennt und ob ich mich in Regensburg erst mal übergeben werde.

Der Gedanke verschafft mir Erleichterung. Noch ein Hügel, noch ein Hügel. Ich komme vorbei an einer Bäckerei, die damit wirbt, dienstags und freitags geöffnet zu haben, Supermärkte sucht man vergebens.

Ein Gasthaus. »Herrgott, wär dös a G'fred, wann i koa Bier net hätt«, steht an der Wand. »Wir haben zu«, sagt die Bedienung. Mittagstisch von 12 bis 14 Uhr. Es ist 14.15 Uhr.

Ich bräuchte eine Pause. Das Wasser ist alle, ebenso das Essen und die Konzentration. Am Fuß des nächsten Hügels nimmt mir ein Lastwagen die Vorfahrt. Danke Helm, danke Bremsen, denke ich. Und freue mich, dass ich durch Schmatzhausen nach Oberhinkofen fahre.

Ich frage mich, ob ich irgendwann auf dieser Reise mit dem Fahrrad zu einer Menschmaschine verschmelzen werde. Doch die Gedanken werden bald weniger und fäkaler: Scheiß Sonne, scheiß Schaltung, scheiß schwere Beine, scheiß verkrampfter Nacken. Und irgendwann, zehn Kilometer mehr auf dem Tachometer und dreieinhalb Stunden später, als Google dachte, komme ich dann an. Ich schaufele gebratene Nudeln in mich rein. Grotesk viel Essen und ein Kopf ohne Gedanken. Radeln reduziert mich auf überdimensionale Grundbedürfnisse. Ich beschliesse, in Zukunft doppelt so viel Brotzeit einzupacken, wie ich normalerweise essen würde.

► TAG ZWEI, KM 131, REGENSBURG

Als ich aufwache, erinnern die stechend schweren Muskeln bei jeder Bewegung an die Kilometer vom Vortag. Berlin ist immer noch aasig weit weg. Fahren will ich, fahren kann ich heute nicht.

► TAG DREI, KM 131, REGENSBURG

Ich trete wieder. Stimmt es denn, was Einstein 1930 in einem Brief an seinen Sohn schrieb? Das Leben ist wie ein Fahrrad. Man muss sich vorwärtsbewegen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Egal, es läuft ganz gut heute. Es ist bewölkt, ich liebe Wolken. Gewittersirenen dröhnen durch die Dörfer. Ich merke, dass es sich viel leichter radelt, wenn die Sonne nicht scheint, und dass Steigung das wirklich Anstren- ➡➡➡

gende ist. Ich lerne, dass ich mich bei einer Geschwindigkeit zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig Stundenkilometern wohlfühle; dass ich bergab ab fünfunddreißig die Kontrolle über das Rad verliere.

Burglengenfeld empfängt mit der Tafel »Historische Stadt mit Zukunft«, daneben wird in pinkfarbener Schrift zur Seniorenresidenz geleitet. 1986 demonstrierten hier hunderttausend Menschen bei einem Anti-Atom-Festival gegen den Bau einer Wiederaufbereitungsanlage, seitdem hat man nichts mehr von der Stadt gehört.

Begegnung mit einem Radler. Um die 50, Trikot über den prallen Bauch gespannt. Er bremst ab und fährt Schlangenlinien, um auf gleicher Höhe mit mir zu bleiben, denn ich schiebe. Blick auf die Packtaschen.

»Sieht nach einer langen Tour aus. Wo geht's hin?«

»Nach Berlin.«

»Mädel, du bist ja verrückt«, sagt er. Und dann:

»Das gibt mir neue Kraft.« Er saust davon.

Durch Irrenlohe gelange ich nach Schwarzenfeld, sehenswert soll das Mausoleum der Grafen von Holnstein sein. Ich suche eigentlich nur etwas zu essen.



Ein Automat hat Maden statt Süßkram und belegten Brötchen in der Auslage. 2,50 Euro für einen Plastikpott Wuseln. Immerhin die Angler werden in der Oberpfalz versorgt.

Nach acht Stunden Radfahren offenbart sich in Weiden die Uniformierung deutscher Kleinstädte: H&M und Backfactory, alles hier ist Kette.

**ICH WARTE NICHT AUF DEN BUS.
ICH WARTE DARAUF, DASS DAS ZITTERN
AUFHÖRT UND DAS GEHEULE**

Dass die Stadt nahe der tschechischen Grenze einer der Hauptumschlagorte für Crystal Meth ist, hat wohl auch mit diesem öden Einerlei zu tun.

►TAG VIER, KM 234, WEIDEN

»Fahr nicht über Tschechien«, sagt ein Mittelalter-Fan in Lederschürze, bei dem ich übernachtete. »Es ist der kürzeste Weg.«

»Die Grenzregion dort ist kein Spaß, überall Lastwagenfahrer auf der Jagd nach billigen Nutten.«

Wir suchen gemeinsam eine alternative Route. Dann halt Hof, ehemals deutsch-deutsche Grenzregion. »Bis zum Fichtelgebirge sollte es ganz easy sein«, sagt er.

»Easy« finde ich es eher nicht. Die verkaterten Muskeln haben sich zu einem schweren Klotz Bein zusammengezurrut. Während mein Gastgeber sich in einem anderen bayrischen Dorf barfuß zu mittelalterlicher Musik in Trance tanzt, fahre ich bergauf und bergab durch die Felder. »Marion Crystal Handels GmbH« verkauft Porzellan und Keramik, und in einem Dorf werben Bauern für einen fairen Milchpreis: 40 Cent pro Liter.

In Erbdorf sehe ich eine geöffnete Gaststätte, das erste Mal auf meiner Reise. Also rein. Jesusmalereien und blau-weiß bestickte Tischdecken. Ich bin der einzige Gast. »Braten gibt es grad keinen«, begrüßt mich die Bedienung. Ich esse Tiefkühlzander und Dosengemüse.

Dann beginnt der steile Anstieg.

Die Sonne brennt mir den Ringerauschnitt

meines Yogashirts auf den Rücken. Ich höre den Fahrtwind. Ich höre meinen Atem. Ich höre mein Herz. Die Gänge springen. Ich drehe an dem Seil, die Kette fliegt raus. Gepäck abladen, Fahrrad umdrehen, Kette wieder rein, Gepäck wieder drauf. Die Gänge springen weiter. Ich kriege keinen Rhythmus in mein Getrete. Egal. Weiter. Die Umgebung verschwimmt, meine Augen versuchen, den Asphalt zu fokussieren. Lance Armstrong sagt, er fährt Rad, um zu beweisen, dass der menschliche Körper immer noch ein Wunder ist.

»Immer schön weiter treten«, kommentiert ein hagerer Rennradler auf Sonntagsausflug. Eine Radlerin ist mir bisher nicht begegnet. Warum eigentlich? Weil Radeln eigentlich keinen Spaß macht? Weil das Erklimmen und Erobern ein Männerding ist?

Ein anderer versucht Kommunikation. Wieder: »Wohin?« – »Oha!« Dann: »Geht's noch?«

»Eigentlich nicht.«

»Na dann«, und er beginnt, mich den Berg hochzuschieben. »Hier auf der Kösseine trainieren die Radprofis«, sagt er.

»Was?«

»Ach so, du kennst die Strecke gar nicht.«

939 Meter hoch, erfahre ich, liegt der Gipfel. »Jetzt sind es noch zwei Kilometer steil bergauf«, sagt er, »und dann eher moderat hoch und runter.« Ich beschliesse, es aus eigener Kraft schaffen zu wollen, und mache erst mal Pause.

Oben! Warum steht hier eigentlich keine Bank zum Ausruhen?

Runter. 42 Stundenkilometer, der Fahrtwind trocknet meinen Schweiß. Das Fahrrad schlingert, die Packtaschen wackeln. Konzentriert bleiben. Abbremsen. Schlagloch. Dotz! Das GPS schlägt auf den Asphalt und landet im Brennnesselgestrüpp des Seitengrabens. Und wo sind die Batterien? Ich sammle die Einzelteile zusammen und setze mich in Bad Alexanderbad an den Straßenrand. Nichts zu machen. Das Ding ist tot. Es ist 18 Uhr, und Hof ist noch weit, hinter noch mehr Hügeln, und wie ich hinkommen soll, weiß ich nicht. Also muss ich erst mal im Fichtelgebirge bleiben, Wunsiedel sollte ja noch zu machen sein.

Für die letzten fünf Kilometer bis zu meinem neuen Tagesziel brauche ich eine Stunde. Ich stehe auf irgendwelchen Waldwegen, folge irgend-

welchen Fahrradschildern, frage mich durch. Als ich die Bushaltestelle sehe, breche ich dort zusammen. Ich sitze im hölzernen Wartehäuschen irgendwo im Fichtelgebirge. Ich warte nicht auf einen Bus. Ich warte darauf, dass das Zittern aufhört und das Geheule. Nach über 600 überwundenen Höhenmetern heute und einem kaputten GPS-Gerät. Die Wonnen der Endorphin-Ausschüttung hatte ich mir anders vorgestellt.

Ich bin fertig. Verdammt, was tu ich hier?



► TAG FÜNF, KM 307, WUNSIEDEL

Meine Stimmung passt zu dem Granitchaos des Felsenlabyrinths, durch das ich gerade wandle, eine Hauptattraktion des Fichtelgebirges. Ich krieche durch einen engen Spalt, stoße mir den Kopf und laufe auf einem bemoosten Granitblock. »Erstaunen, Schrecken und Graun erregend«, nannte Goethe die übereinandergestürzten Felsmassen, »ohne Spur von Ordnung und Richtung.«

In dem Tempo kann ich nicht weitermachen. Eine Stunde für fünf Kilometer. Bin ich so abhängig von Technik? Ist die Reise gelaufen?

»Quatsch«, sagt die Apothekerin, bei der ich in der Nacht zuvor untergekommen war. »Ich fahre auch nur mit Karte.« Unter anderem hat sie schon die Alpen überquert, früher lief sie Halbmarathons, und jetzt zeigt sie sich entsetzt, welches Tschechienbild mir bisher vermittelt wurde. »Es ist wunderschön dort, und sie haben perfekt ausgeschilderte Radwege.« Ebenso entsetzt ist sie davon, dass ich hauptsächlich Bundesstraße fahre. »Das ist saugefährlich, außerdem hast du nichts davon.« Hundert Kilometer am Tag findet sie überambitioniert.

Wir fahren mit dem Auto in Tschechien rum. So schnell die Berge hoch und runter, dass ►►

einem fast schwindelig wird. Wir flanieren durch die Innenstadt von Cheb. Keine Nutten da. Weiter nach Františkovy Lázně, wo sich Deutsche für weniger Geld als in der Heimat physiotherapieren, massieren und sonst wie kurieren lassen. Der ganze Ort strahlt bürgerliche Behaglichkeit aus. Dann ein Vietnamesenmarkt in Aš, direkt hinter der Grenze. »Hier kann man Markenklamotten, Alkohol und Zigaretten kaufen, oder Crystal«, sagt die Apothekerin. Vor den Buden hängen Fahnen und Fußballtrikots; Lammfelle liegen neben Gartenzwerge. Eine absurde Vielfalt der Käuflichkeit.

TAG SECHS, KM 309, WUNSIEDEL

Ich sitze vor meinen Autokarten aus dem Jahr 1990 und schreibe mir Namen von Dörfern auf, die ich auf dem Weg nach Hof passieren sollte: Röslau, Kirchenlamitz, Schwarzenbach, Oberkotzau, Hof. Sieht nah aus. Mit knapp 40 Kilometern ist es meine kürzeste Strecke bisher.

Fünfzehn Minuten später stehe ich irgendwo im Wald. Es ist bewölkt, ich kann die Himmelsrichtungen nicht deuten. Wo ist Norden? Scheiße. Ein Ortsschild: Weißenstadt. Das steht nicht auf meinem Zettel. Dafür ist ein Radweg nach Kirchenlamitz ausgeschrieben. Er führt auf dem Hufeisen des Fichtelgebirges entlang durch die Wälder. Schnell voran komme ich nicht. Ab Schwarzenbach dann an der Saale entlang. Wie angenehm zu wissen, dass ein Fluss einem den Weg weist.

Strecke machen zählt, meine Beine, mein Magen, mein Herz, sonst nichts. Ich dachte, meine Reise würde mich näher an dieses Land bringen, und sehe: Meine Reise bringt mich vor allem näher zu mir.

TAG SIEBEN, KM 357, HOF

Der Starkregen wird zum Sprühregen, und ich will weiter, raus aus Bayern. Mittlerweile gibt es viele Wege von Hof in die Hauptstadt. Im geteilten Deutschland führte nur ein Weg dorthin: die Transitautobahn.

Für fünf D-Mark Transitgebühr konnten Westler durch die DDR fahren. »Anhalten durften wir aber nicht«, sagt Eva, 65, eine pensionierte Lehrerin. Für Eva hörte nördlich von Hof lange Zeit die Welt auf. Mit ihren Besuchern fuhr sie immer zur Grenze, Schlagbaum fotografieren und schnell zurück in den goldenen Westen. Dann kam die Wende. Der Geruch vom Benzingemisch der Trabanten lag in der Luft, überall lange Warteschlangen fürs Begrüßungsgeld, die Läden ab Mittag leer gekauft. »Das ging vorbei, aber die Grenze blieb«, sagt Eva, »auch wenn die jetzt gute Autobahnen haben, aber da drüben ist es anders.« Weniger Geld, andere Sprache und Kultur.

Das letzte Haus Bayerns ist weiß, mit spitzem Dach und Satellitenschüssel, es stand auch vor der Wende schon hier. Um 11.00 Uhr überquere ich die ehemals deutsch-deutsche Grenze. Schön ist es hier in Sachsen, selbst auf der Bundesstraße. Dann folgt ein zerhauenes Dorf dem anderen.





TAG ACHT, KM 426, ZWICKAU

Ab Zwickau geht es nur noch bergab. So dachte ich, aber die Ausläufer des Mittelgebirges ziehen sich doch noch bis Leipzig. Eine Serie von Regen- und Gewitterschauern schiebt sich über Deutschland. Zeit für den geliehenen Regenponcho.

Es gibt Momente, da passt alles zusammen: Die Regentropfen schlagen schwer auf Hände und Gesicht, auf dem Poncho bildet sich eine Pfütze. Donner, Blitz. Das Wasser vernebelt die Sicht. Ein schwerer Vorhang aus Depression. Vorbei an einem Zuchthaus. Suchscheinwerfer und Stacheldrahtzaun auf hohen Mauern. Ich bin

KOPF UND KÖRPER SIND MÜDE. IRGENDWER TRITT WEITER. DER WEG IST NICHT MEIN ZIEL. DAS ZIEL IST DAS ZIEL

nass, aber frei, denke ich und: Wo bin ich? An einer Baustelle frage ich nach dem Weg. »Einfach auf den Pleiße-Radweg. Ist ausgeschildert.« Ich finde den Fluss und einen Weg und fahre Richtung Norden. Der Weg wird zum Trampelpfad, wieder Regen. Kurs auf ein Kraftwerk. Rechts nur Acker. Dann hört auch der Pfad auf. Ich hoffe auf der anderen Seite des Ackers auf einen Weg. Die Sportschuhe sinken in die weiche Erde, das rasierte Getreide sticht sich durch meine Kleidung. Wo bin ich? Ein Kilometer Acker, durch Gestrüpp über einen Graben klettern, ein Feldweg, der zum See wurde. Schiebend durch die braune Lache stromern. Was für eine Scheiße.

In einem Wald höre ich Schüsse. Da hockt ein Mann mit Gewehr. Umgefallene Bäume versperren das, was mal ein Weg war, bevor Unkraut und

Gräser Besitz von ihm nahmen. »Tach«, sagt der Mann. »Tach«, sage ich. Ich denke, dass man als allein reisende Frau im Wald recht verletzlich ist und dass man mit so viel Gepäck schlecht davonlaufen kann, hebe das Fahrrad über Baumstämme, schiebe, versuche zu fahren. Donnergrollen. Gestrüpp blockiert die Räder. Wo bin ich? Ein Urwald mitten in Deutschland.

Als ich mir in Leipzig den Matsch abwasche, kommt mein Kopf langsam in die zivilisierte Welt zurück.

TAG NEUN, KM 521, LEIPZIG

Die Muskeln verlangen Ruhe, die Füße wollen nicht in die matschnassen Schuhe. Ich aber will weiter. Langsam ist das Fahren ein Automatismus. Ich fahre, als hangelte ich mich an einer Schnur entlang, gezogen aus der Ferne. Die ersten zehn Kilometer sind immer zäh, ebenso die letzten, Kopf und Körper sind müde. Irgendwer tritt weiter. Der Weg ist nicht mein Ziel. Das Ziel ist das Ziel.

Noch in der Stadt grasen Schafe an einem Fluss. Es dauert lange, bis man Leipzig verlässt, viele Autobahnen sind zu umkurven. Auf meinem Zettel steht: Düben, Dübener Heide, Wittenberg. Tatsächlich wird es jetzt flacher als zuvor. Dafür kommt der Wind, der einen runterbremst wie ein Berg. Mir fällt auf: Ohne Berge fehlen die Hochs.

Wittenberg. Lutherstadt ist eine Touristenstadt mit wegen Restaurationsarbeiten verhängten Kirchen und voller Radfahrer mit Packtaschen. Ich fühle mich selten fremd unter ihnen. Sie fahren in Gruppen, die Fahrradwege geplant, die Übernachtungen reserviert.

TAG ZEHN, KM 613, WITTENBERG

Beim Frühstück sitzen Männergrüppchen im Radleroutfit, essen Nutellabrot und scherzen über den letzten Platten. B2 Richtung Potsdam. Easy. Ob die Landschaft hier irgendwie reizvoll ist, weiß ich nicht. Zielrausch. Jeder Kilometer bringt mich näher, es ist so greifbar jetzt. Kurze Rast am Seddiner See, vierzig Kilometer vor Moabit. Dann Berlin-Zehlendorf. Ich bin gleich da. ♦